BERLINER BLÄTTER: 1. ZUR BEURTHEILUNG DER POLITISCHEN POESIE. 2. UEBER: "KÖNIG, DAS VOLKSSCHRIFTENWESEN." 3. DIES UND JENES

Karl Nauwerck



Das Wesen des Menschen ist die Freiheit.

Zur Beurtheilung der politischen Poesie.

Politisch Lied, ein garstig Lied! — so denkt mancher, der die Poesie recht heilig halten möchte, ohne zu ahnen, wie sehr er sie dadurch herabwürdigt. Denn soll die Poesie keine rechtmäßige Ehe mit der Politik eingehen dürfen, so ist sie nicht mehr als ein unschuldiges Spiel, so wird sie für unfähig erklärt, den edelsten Bestrebungen, der Thätigkeit für Gemeinwohl, ihre Gluth zu weihen.

Woher also kommt der Widerwillen, welcher oft in der „gebildeten Gesellschaft" gegen die politischen Sänger laut wird?

Ich will versuchen, eine Hauptursache zu bezeichnen. — Die politische Poesie ist rücksichtslos und unbarmherzig, und dadurch verstößt sie gegen die rücksichtsvolle Milde und gegen die Fügsamkeit und Schmiegsamkeit, welche zum guten Ton gerechnet werden.

Das politische Lied ist offenherzig und geht gerad aus; es flüstert und heuchelt nicht; es spricht nicht in diplomatischen Schnörkeln und verschmäht die in sieben Schleier eingehüllten Gedanken. Es erregt und spannt die Seelen, vor seinem kräftigen Hauche muß das Laue, Matte und Halbe vergehen; es stört die Ruhe bei Tage und den Schlaf bei Nacht; es schlägt ein wie der Blitz und grollt wie der Donner.

Die Wirkung eines solchen Liedes auf ein deutsches Sinnpflanzen-Gemüth ist dem nicht unbekannt, der die Schattenseiten unsers Familien- und Gesellschaftslebens beobachtet hat. Die Schwächlichkeit der Deutschen bei allgemeinen Lebensfragen, ihre Blödäugigkeit für das Oeffentliche, ihr Mangel an Unternehmungsgeist und Thatkraft in gewissen politischen Lagen, ihr Wiedereinschlafen nach jedem Erfolge — das alles will von dem politischen Dichter überwunden sein. Welche mädchenhafte Schüchternheit und peinliche Aengstlichkeit wird häufig im geselligen Umgange angetroffen, sobald auf Staatssachen die Rede kommt! Man geberdet sich, als wäre es da nicht geheuer, als könnte man von den Geistern eins abbekommen. Diese Befangenheit steigert sich nicht selten bis zum wahren Schrecken vor der Politik.

Diese unendliche Scheu und Zaghaftigkeit in der deutschen Natur, diese „deutsche Mattherzigkeit", wie Dahlmann es so treffend genannt hat, ist ein nicht leicht besiegbares Hinderniß für die Gesundheit und innere Kräftigkeit des politischen Lebens. Vergleicht man andere Völker, so findet man vorzugsweise das deutsche Leben mit Rücksichten durchädert. Vor lauter Rücksichten und aus übergroßer Vorsicht kommen wir so äußerst langsam vom Flecke. Die Rücksichten, welche unter den Deutschen im Gange und Schwange sind, wirken in unsern Staatskörpern wie verdorbene Säfte. Es giebt sehr dicke und grobe, aber auch sehr dünne und feine Rücksichten; die letzteren sind noch schädlicher als die ersteren, weil sie unser sittliches Urtheil bestechen und vergiften. Rücksichten, die sehr unschuldig aussehen, bilden gerade das tiefste und feinste Wurzelgefaser unsrer öffentlichen Verhältnisse.

Einem in Rücksichten aufgewachsenen und von allerlei Besorgnissen gelähmten Deutschen wird es sehr schwer, zu wissen, was er will, und noch schwerer, es zu thun, sobald er es weiß. Der niederdrückende Anblick dieser Seite unsers Nationalcharakters ist keine Seltenheit. Viele deutsche Männer sehen ihr Lebelang aus, wie junge Mädchen, als wären sie nicht bloß unter den Flügeln ihrer Mutter aufgewachsen, sondern noch fortwährend unter Vormundschaft. Wie sittsam und taubengleich fahren sie vor der Politik zusammen!

Ich meine natürlich besonders diejenige Politik, welche unser eigenes Staatswesen betrifft. Denn das Ausland wird nicht mit derselben zarten Schonung behandelt, es flößt uns nicht dieselbe stumme Scheu ein. Erst in neuerer Zeit haben die Deutschen wieder etwas von der zurückhaltenden Entsagung und Selbstentäußerung fallen lassen, mit welcher sie hauptsächlich das öffentliche Leben der verschiedenen fremden Staaten mit durchzumachen pflegen. Nicht mehr so gänzlich außerhalb Deutschlands leben wir, wie in der früheren naiven Weise; wir sind jetzt ein wenig zu uns selbst gekommen. Nicht mehr alle unsre Zeitungen sind solche, die ihre sämmtlichen Spalten den ausländischen Angelegenheiten widmen; und eben so ist auch die gesellige Unterhaltung nicht mehr gänzlich mit dem Kehren vor fremden Thüren angefüllt. Im Allgemeinen aber ist es noch die Regel, daß in der Politik die meisten deutschen Geisteskräfte nach auswärts hin verwandt werden; und zwar vermindert sich die ängstliche Rücksichtnahme in dem Maße, als ein fremdes Land weiter weg liegt. Ueber die Türkei werden ziemlich rücksichtslose Urtheile gefällt; am allerfreimüthigsten wird China besprochen. Man darf wohl

hoffen, daß die eintretenden Handelsverbindungen mit diesem Lande nicht ein neues Gebiet von Rücksichten heiligen werden.

Außer den Verhältnissen der Fremde giebt es noch ein anderes Feld, auf welchem der Deutsche seine angeborne und anerzogene Scheu und Ehrfurcht in Staatssachen zu vergessen fähig ist: nämlich die Einsamkeit und den häuslichen Heerd. Manch einer richtet sein außerhäusliches Leben streng nach Rücksichten ein, und „nimmt sich sorgfältig in Acht"; er kann es aber doch nicht lassen, im Stillen unabhängig zu sein. Die Bestrebungen der Opposition läßt er sich gefallen, ohne sich ihnen offen anzuschließen; er lacht insgeheim über eine treffende Satyre, und reibt sich die Hände über Aeußerungen, welche in (alt)deutscher und deutlicher Sprache geschrieben sind. Er kann auch die Faust in der Tasche ballen und seinen freisinnigen Zorn hinter dem Ofen bei verschlossenen Thüren laut werden lassen. Ja sogar — dies ist der äußerste Punkt in solcher Richtung — man kann ihn zuweilen ertappen, wie er ein politisches Lied absingt. Wenn ein Deutscher so weit kommt, was kann nicht noch alles aus ihm werden? —

Wenn wir im Vorhergehenden von dem ungelehrten, unbewußten Mißbehagen an der politischen Poesie sprachen, so wenden wir uns jetzt zu ihren Gegnern unter den gelehrten Aesthetikern und Kunstkennern. Dieser Partei will es immer noch nicht recht in den Kopf, daß die Poesie nach den Lorbeeren, die am höchsten gewachsen sind, die Hand ausstrecken dürfe. Es ist wahr, in Zeiten ästhetischer Genußsucht und einseitiger Kunstschwelgerei gedeiht die politische Poesie nicht; aber sind solche Zeiten auch begehrenswerth? Die Blüthe, in welche das politische Lied getreten ist, gilt uns für einen erfreulichen Beweis, daß

die frühere Schwärmerei für die formale Kunst einer gerechteren Würdigung des Inhalts gewichen ist. Das ächte Kunstwerk muß nicht bloß einen schönen Leib, es muß vor allem eine schöne Seele haben. Ist dies für jede Kunst wahr, so ist es am wahrsten für die höchste der Künste, die Poesie.

Wird demnach die politische Poesie vom ästhetischen Standpunkte angefeindet, wird ihr, wie neuerlich geschehen, die Naivetät abgesprochen, so ist dies ein Verkennen des Edelsten, was die Poesie erreichen kann. Die Kunst an und für sich, bloß ihrer selbst wegen zu schätzen, gar nicht oder nur beiläufig den Gehalt und Gegenstand derselben zu erfassen, ist eine untergeordnete Betrachtungsweise, welche der Kunst ungefähr den Rang der Buchstabenrechnung anweist. In der Kunst als solcher liegt noch bei weitem nicht ihr voller Werth, eben so wenig als das Talent allein den Werth eines Menschen bestimmt. Ein talentvoller Betrüger oder Heuchler steht doch unendlich unter einem Ehrenmanne von beschränkten Gaben.

Sodann kommt für die Beurtheilung der Kunst, und insbesondere der Poesie, das Meiste auf das Gebiet an, welchem der Gegenstand entlehnt ist. Je höher der Stoff, desto höher der Künstler, der ihn würdig behandelt. Ein unbedingter Gesichtspunkt ist hier die Erhabenheit der Geisteswelt über der Naturwelt, und innerhalb jener wieder die Erhabenheit der Völker- und Menschheitsschicksale und der öffentlichen Charaktere über den Zuständen und Handlungen des Einzelnen und des Privatmenschen. Ich gebe das schönste und prangendste Gedicht von der Liebe zwischen Nachtigall und Rose, und die entzückendsten Seufzer an den Mond für ein schlichtes Lied

hin, welches einer für Menschenwohl schlagenden Brust entsteigt.

Jede Dichtungsart muß ihre höchste Stufe damit ersteigen, daß sie von den bewegenden Ideen des Staats- und Gesellschaftslebens durchdrungen ist, oder mit anderen Worten, daß sie an der Menschheitsarbeit Theil nehmend die Vergangenheit verstehen, die Gegenwart gestalten und die Zukunft vorbereiten hilft. Erst in diesem praktischen Berufe liegt die höchste Würde aller Dichtungen, der epischen, nebst Roman und Novelle, der lyrischen und der dramatischen. Der Bund zwischen Kunst und Leben hat dieselbe Bedeutung, wie der zwischen Wissenschaft und Leben. Sind beide von einander abgerissen, so kann man sicher sein, daß mehr gekünstelt und gereimt als geschaffen und gefördert wird. Die edelste Kunst, die mächtigste Poesie ist die, welche sich im Dienst der Wahrheit und der Gerechtigkeit weiß. Darum ist jeder wirkliche Dichter auch ein Charakter; er begnügt sich nicht, schöne Sachen zu verfassen, sondern, was er singt, das lebt er auch. In seinem Gedichte ist mehr als Kopferfindung, es wallt darin das Feuer der Herzensbegeisterung. Der ächte Dichter ist undenkbar ohne Ergriffenheit von der Geschichte der Gegenwart mit allen ihren Bewegungen, Kämpfen und Stürmen.

Was wollen nun die ästhetischen Puritaner? Ist der Dichter etwa zu gut für die höchsten Angelegenheiten seiner Mitmenschen, verunreinigt, entweiht er sich, wenn er den schönsten Beruf erfüllt, der ihm zu Gebote steht? Die Einwendungen jener Kunstrichter sind von der seltsamsten Art. Sie vermissen z. B. die Naivetät; der politische Dichter ist ihnen nicht harmlos genug. Sollte aber die

kindliche Einfalt und die träumende Unschuld wirklich des Dichters Aufgabe sein? Im Kindesalter der Völker mag es sich mit Recht so verhalten. Sogenannte wilde und halbcivilisirte Völker haben allerliebste Volkslieder, welche sehr naiv, zum Erstaunen naiv sind. Wer nichts als Naivetät will, wird sich da zu Hause fühlen. Wie soll aber bei Völkern, welche längst keine Naturvölker mehr sind, welche eine Geschichte haben, der Ernst und die Tiefe des Lebens ohne Gedanken, ohne Philosophie gedacht werden? Das erfülltere Dasein der Europäer, und namentlich der drei Vordervölker, geht aus von absichtlichem, besonnenen Durchdenken der Dinge, und führt hin auf dasselbige.

Wenn aber ein Aesthetiker den politischen Dichter durchaus nicht ohne Naivetät gelten lassen will, so kann der letztere auch diesen Anspruch noch befriedigen. Die Naivetät besitzt der politische Dichter ebenfalls, so gut wie die Dichter der Natur und des Privatlebens; nur ist seine Naivetät eine veredelte, vergeistigte. Wenn der politische Dichter ist, was er sein soll, nämlich eine Charaktergestalt, so frage ich: ist das offene, rücksichtslose, ritterliche Sprechen und Handeln für die eigene Ueberzeugung und für die Lebensgedanken der Zeit keine Naivetät? kommt es nicht mit ursprünglicher Frische und Kraft aus der Seele? Ist nicht das Verdienst der politischen Dichtung ein doppeltes, da sie die Kälte und Strenge des Denkens überwunden und dieselbe mitten in die Wärme und den Schwung der Einbildungskraft hineingenommen hat? In der politischen Dichtung, sobald sie überhaupt diesen Namen verdient, ist beides vereinigt: Natürlichkeit und Geistigkeit, Gefühlsnaivetät und Gedankenschärfe, jugendliche Unbefangenheit und männliche Reife.

Diejenigen Kunstrichter, welche der heutigen politischen Poesie nicht gewogen sind, machen sich eines auffallenden Widerspruches mit sich selbst schuldig, indem sie die politischen Dichter früherer Zeiten als wohlberechtigt anerkennen. Oder waren es etwa keine politischen Lieder, die Gesänge, welche Gleim, Rückert, Arndt, Körner, Schenkendorf u. a. in's Volk schleuderten? Es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Vaterlandsliebe und Freiheitsbegeisterung sich auch in Liedern ausspricht und ausstürmt. Das politische Lied spricht jedesmal den Inhalt seiner Zeit aus. Auch heute findet es seinen Stoff in demjenigen, was heute die Gemüther bewegt. Auch in unsern Tagen ist die Vermählung der Dichtkunst mit den geschichtlichen Gedanken vollzogen worden.

So wird es auch künftig sein, in jeder zeugungsfähigen Zeit. Politische Lieder sind der beste volksthümliche Ausdruck der herrschenden Gefühle und Gedanken über Staat und Gesellschaft. Ein gutes politisches Lied wirkt mit größerer Macht, als ein Handbuch der Staatswissenschaften, namentlich in einer Nation, deren politische Bildung noch sehr mangelhaft ist. Bei ihr werden viele andere Hülfsmittel durch politische Liederbücher ersetzt, welche gerade bei den in politischer Hinsicht am meisten verwahrlosten Klassen der Gesellschaft, den unteren und mittleren, das dankbarste Publikum finden. Daß insbesondere auch die Frauen, selbst in den höheren Klassen, einen für das politische Lied empfänglichen Sinn beweisen, ist eine Bürgschaft für das tiefere Wurzelschlagen der Fortschrittsbestrebungen. Geist und Gemüth der Frauen giebt sich gern dem Edlen und Großen hin; und eine Sache, welcher sie ihre lebhafte Theilnahme schenken, ruht auf dem sichersten

Grunde und hat die besten Aussichten zu siegen. Weibliche Großherzigkeit ist die Pflanzschule für tüchtige Männer. Ohne Spartanerinnen wären die Spartaner nicht halb so tapfer und aufopferungsfähig gewesen. Sehr richtig spricht sich Victor Cousin dahin aus: „Wenn ein Zeitalter eine geistige Höhe erreicht hat, so dringt der herrschende Geist überall ein, von den Männern gelangt er endlich auch bis zu den Frauen, und sind diese erst davon berührt, so spiegelt er sich auf's mächtigste in ihnen ab; ihre lebhafte Natur ist vortrefflich geeignet, die Eigenthümlichkeiten der Moderichtung auszudrücken und zu verbreiten, sie sind großartig oder kleinlich, tugendhaft oder verderbt, aber sie sind keines halb, sondern immer zum Aeußersten im Guten wie im Bösen geneigt, je nachdem der Wind weht". Wenden wir dies auf die Gegenwart an, so darf man zuversichtlich hoffen, daß auch Deutschlands Frauen die ihnen zu Gebote stehenden reichen Mittel für die Erwirkung einer schöneren Zukunft des großen Vaterlandes anwenden werden. Denn wenigstens sind ja die Knaben und Jünglinge von heute die Söhne der deutschen Frauen, und was noch mehr ist, die Mädchen und Jungfrauen sind ihre Töchter. Wie diese Kinder gerathen, so wird die Zukunft gerathen.

Für die Gestaltung der Geschichte sind die Fibeln und Lesebücher der Jugend von unbestreitbarer Wichtigkeit. Eine ähnliche besitzen auch — die politischen Lieder, und zwar je nach ihrer Angemessenheit für verschiedene Altersstufen. —

Das politische Lied der neueren Zeit hat sich wie ein Eroberer Bahn gebrochen. Es ist unvertilgbar. Alle seine verschiedenen Gegner können ihm nichts anhaben. Nach allen Seiten ist es gewappnet. Außer seiner großen

Aufgabe behält es auch noch Zeit, nebenher seine ästhetischen Widersacher mit seinen Versen umzurennen.

Als Probe, wie das politische Lied nicht bloß für die Ideen, von welchen es begeistert ist, sondern auch für sein eigenes Dasein und sein gutes Recht kämpft, möge hier das folgende uns von Hoffmann von Fallersleben mitgetheilte Gedicht einen Platz finden.

'Morgen, Herr Vischer!

„Die Reflexion macht ein naives Produziren in neuester Zeit unmöglich, — — es ist jetzt in Allem ein Haar."
Fr. Vischer.

Mel. Prinz Eugen der edle Ritter.

Wenn der Frühling kommt hernieder,
Singen Vögel hin und wieder
Ihre süßen Melodein.
Frösch' und Unken dann erwachen,
Kommen schnell aus ihren Lachen,
Schrei'n und plärren mit darein.

Als wir von dem Frühling sangen,
Der in Deutschland angefangen,
Stimmte gleich das Volk mit ein.
Schriftgelehrte Frösch' und Unken
Kamen hinterdrein gehunken,
Wollten gern uns überschrei'n.

Und sie schrie'n und plärrten gräulich,
Unser Sang sei ganz abscheulich,
Und in jedem sei ein Haar,
Alles sei nur ein Regieren,
Und naives Produzieren
Sei unmöglich immerdar.

Sperrt nur immer auf den Rachen,
Ihr in euren trüben Lachen,
Euer Schreien stört uns nie.
Was wir singen, was wir sangen,
Was wir wünschen und verlangen,
Ist und bleibt doch Poesie.

Ueber das Volksschriftenwesen der Gegenwart ꝛc., von Carl Bernhard König. Braunschweig 1844, bei Vieweg.

Die Bildung und Gesittung des Menschengeschlechts ist wie die Sonne, welche mit ihren Strahlen zuerst die Spitzen der Berge erleuchtet und allmählig in die Thäler herabsteigt. In früheren Zeiten waren die unteren Schichten der Gesellschaft in Finsterniß und Rohheit versunken; Glanz, Macht, Reichthum, Freiheit, Bildung und Lebensgenuß blieb den hervorragendsten Häuptern und den vornehmen Ständen vorbehalten. So wie aber die Civilisation sich entwickelt und mächtiger wird, tritt auch das Menschenthum immer mehr in seine wahren Rechte ein. Unser Jahrhundert ist auf dem Punkte angelangt, wo die vernünftige Nothwendigkeit des wahrhaft gesellschaftlichen Staates sich mit siegreicher Kraft immer allgemeiner in der Ueberzeugung festsetzt. Die Bestrebungen der Gegenwart, im Großen betrachtet, sind dahin gerichtet, daß die ehemalige vielfältige Spaltung und Zerbröckelung der Gesellschaft, nachdem sie schon theilweise beseitigt ist, gründlich verschwinde, und daß der brüderliche Staat verwirklicht werde. Vieles ist bereits geschehen, um die ungerechten Vorrechte zu ver-

bannen und die menschliche Gleichheit zu erleichtern; das Meiste will noch geleistet werden.

An Einsicht und Erkenntniß mangelt es weniger, als an Willen und sittlicher Thatkraft. Von jeher sind in den Fortschritten der Menschheitsveredlung die Geister den Herzen voraus gewesen. So mancher hat ein klares Wissen, und lebt doch nicht danach. Wie viele staatswissenschaftliche Wahrheiten haben sich bereits in Büchern zur Anerkennung durchgearbeitet, ohne daß sie in den Verhältnissen des Lebens verwirklicht würden!

Demnach wird die ausgedehntere Beförderung von Menschenwohl dadurch bedingt sein, daß die Selbstsucht und der Eigennutz vor dem Rechtssinne und dem Edelmuthe mehr zurückweiche, daß die Mitglieder der Staatsgesellschaft sich in größerer Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit enger aneinander schließen. Das in Privatangelegenheiten nicht seltene Wohlwollen wird in reicherem Maße, als bisher, auch auf die öffentlichen und allgemeinen Verhältnisse zu übertragen sein. Je mehr in diesem Sinne gewirkt wird, desto deutlicher wird man begreifen, daß die Gesellschaft für die leibliche und geistig-sittliche Wohlfahrt aller der Ihrigen hinreichende Mittel besitzt. Sie muß sich nur ernstlich der Gerechtigkeit und der Hochherzigkeit befleißigen. Sie muß das Motto der vorliegenden Schrift ganz zu dem ihrigen machen: Alles für das Volk!

Was ist nun das Volk? Ohne Zweifel alle Mitglieder des Volks ohne Ausnahme. Nicht bloß die bisher bevorzugten Klassen sind gemeint, sondern auch die Masse des Volks. Und zwar diese ganz insbesondere, weil sie in der Vergangenheit meistens sich in der schlimmsten Lage befand und noch gegenwärtig in vielfacher Hinsicht auf

bessere Verhältnisse harrt. Diese letzteren herbeizuführen, ist Aufgabe eines Zeitalters, welches sowohl in Einsicht als in Gerechtigkeitsgefühl alle früheren Zeitalter überragt. In der That beschäftigt sich auch unsere Zeit, namentlich in den drei gebildetsten Ländern, Deutschland, Frankreich, England, in einer den Vorfahren unbekannten Weise mit dem leiblichen und geistigen Wohle der unteren Klassen. Es handelt sich darum, auch ihnen ein wahrhaft menschliches Dasein zu verschaffen, sie durch allseitige Bildung in reinere Lebensluft zu erheben.

An diesem Orte beschäftigen wir uns bloß mit der geistigen Bildung des Volks, und heben aus ihr wiederum hervor das vielbedeutende Volksschriftenwesen. Die Volksschrift ist die Fortsetzung der Volksschule und das mächtigste, heilsamste Mittel, um den unteren Klassen die Vereinigung der freien Bildung des Geistes und Herzens mit der strengen körperlichen Arbeit dauernd zu verschaffen, und um ihnen, bei zu erwartender Bessergestaltung der leiblichen Verhältnisse, die neben der Tagesnoth gewonnene edle Muße auszufüllen.

Wie sieht es mit dem volksmäßigen Schriftenthum in Deutschland aus? Kläglich, kümmerlich. Da ist sehr viel Masse, aber wenig Gehalt; in diesen großen Haufen Futter steckt nur spärlicher Nahrungsstoff. Unter den verschiedenen Ursachen dieses Zustandes befindet sich auch die, daß Deutschland sehr wenig gute Volksschriftsteller hat, aber desto mehr Fabrikanten von Volksbüchern. Man sollte es kaum glauben, da Deutschland doch Gelehrte und Schriftsteller in Hülle und Fülle besitzt. Allein die deutsche Vornehmheit, der gelehrte Hochmuth ist ein gewaltiges Hemmniß. Dieselbe schroffe Trennung und Abgeschiedenheit, in welcher

sich die deutschen Beamten gegenüber dem Volke befinden, gewahren wir auch bei den Gelehrten und Schriftstellern, mit wenigen anzuerkennenden Ausnahmen. Kein Wunder also, wenn die Versorgung der unteren Volksklassen mit geistiger Speise größtentheils in die Hände der Sudler und Gewinnjäger gerathen ist, welche in jeder Messe einen Schwall von Fabrikwaaren zu Tage fördern.

Dieser und andere Uebelstände des Volksschriftenwesens werden in der Anfangs genannten kleinen Schrift mit Recht hervorgehoben. Der Verfasser, Pfarrer zu Auderbeck bei Magdeburg, ist wegen seines gemeinnützigen Wirkens hinlänglich bekannt; auch diesmal verläugnet sich sein Eifer für die Sache des Volkes nicht. Schon im Jahre 1840 gab er eine verwandte Schrift: „Die Erziehung des Landvolks zur Sittlichkeit", heraus. Die jetzige ist als Sendschreiben an den Professor Gersdorf erlassen, von welchem in Altenburg erschienen war: „Das Volksschriftenwesen der Gegenwart. Mit besonderer Beziehung auf den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften in Zwickau."

Unser Verfasser beantwortet die Frage: Welche Bestimmung hat die Volksschrift? in mehreren Punkten. „Die Volksschrift will die Langeweile tödten und schlechte Beschäftigung verdrängen," denn Müßiggang ist aller Laster Anfang; „sie will unterhalten; sie will belehren; sie will bessern; sie will erbauen." Bei dieser Gelegenheit ist von der Bibel die Rede; sehr richtig wird bemerkt, „daß der Segen der Bibelverbreitung im Volke bei weitem überschätzt wird." — „Das Volk, am wenigsten befähigt, das Passende sich auszuwählen, wird so betrachtet, als ob ihm schon durch die Darreichung der heiligen Schrift geholfen

würde. Daß neunundneunzig Theile dieser ehrwürdigen Urkunden dem Volke unverständlich sind und bleiben, weiß man, warum wehrt man uns, die wir verlangen, daß die Schrift im Auszuge und mit einleitenden und erklärenden Bemerkungen versehen dem Volke übergeben werde?" Etwas weiterhin wird gegen diejenigen Widerspruch eingelegt, welche „christliche Volksbücher und überhaupt Alles recht christlich begehren, weil zufällig das Wort christlich eben Mode ist." — Von den Traktätchen meint der Verfasser, es sei mehr Gutes darunter, als man gewöhnlich annehme, erkennt jedoch an, daß „in manchen von diesen Schriftchen ein Glaube gepredigt wird, welcher alle Moral mit Füßen tritt und wahrhaft verrückter Weise zur Sünde ermahnt, um der Erlösung theilhaftig zu werden." — „Das viele Gerede von der Sünde macht Sünder, wo noch keine sind;" dieser Satz trifft sowohl die Frömmler, als die Ausmaler des Bösen. Mit vielem Grunde aber spendet der Verfasser den Frömmlern Lob für ihren Eifer und ihre Ausdauer in der Schriftenverbreitung. Darin können von ihnen die Freunde der Geistesfreiheit und sittlichen Klarheit sehr viel lernen. Ohne die Fluthen von Traktätchen würde die Frömmelei und der rohe, finstere Glaube bei weitem nicht so viele Anhänger im Volke finden.

Sodann verbreitet sich der Verfasser über die Schwierigkeiten bei Ausarbeitung guter Volksbücher. Etwas für alle Deutsche Passendes sei bei der bürgerlich-staatlichen und kirchlichen Zerrissenheit von Deutschland ungemein schwer zu schaffen. Für die kirchlichen, ja für alle öffentlichen Verhältnisse ist leider nur zu wahr, daß „Deutschland bis in seine innersten Fugen hinein so lange zerrissen bleibt, als

ein großer Theil seiner Bewohner von einem undeutschen Oberhaupte aus weiter Ferne her geleitet wird".

Die Winke, welche der Verfasser den Volksschriftstellern giebt, mag man bei ihm selbst nachlesen. Wir erwähnen hier bloß, daß er auch auf die vielvermißte Sorgfalt für die Sprache das gebührende Gewicht legt. Insbesondere muß ein strenger Bann über die Fremdwörter verhängt werden, welche überhaupt in deutschen Büchern und Zeitungen auf widerliche Weise wuchern.

Weiterhin wird gehandelt von der Art der Verbreitung der Volksschriften, einem Gegenstande, der seine ganz besonderen Bedenken und Anstöße mit sich führt, namentlich bei Schriften staatsbürgerlichen Inhalts. — Ueber zwei der bekannteren Vereine zur Verbreitung guter Volksbücher, den Zwickauer und den Magdeburger Zschokke-Verein, findet man beim Verf. nähere Angaben. Dem letzteren Vereine wirft er eine gewisse Farblosigkeit und Zaghaftigkeit vor, welche allerdings nicht zu der Gediegenheit und Offenheit jenes großen Vorkämpfers und Beförderers der Volksbildung und Volksfreiheit stimmen will. Denen, welche sich damit entschuldigen, es sei noch nicht Zeit zum offenen Hervortreten, entgegnet König: „Sollten wir dann bloß freimüthig reden und handeln, wenn der Erfolg unserer Worte und Thaten unzweifelhaft ist, dann hätten wir immerwährende Ferien." Ja freilich, das Leben wird ein armselig Ding, wenn der Erfolg als eigentlicher Wegweiser unsers Betragens dienen soll. Die geistige Sicherheit und Gewissensruhe wird bloß dem zu Theil, der nach der Regel lebt: Thue Recht und scheue Niemand. Was man als seine Pflicht erkennt, das muß man auszurichten suchen, ohne Rücksicht auf den Erfolg. Wer kann diesen

vorausberechnen oder beherrschen? Hat man nicht oft gesehen, daß ein gerades und vollständiges Verfahren, welches ja weit entfernt ist von Unbesonnenheit und Blindheit, besser zum Ziele führt, als leisetretende Vorsicht und ängstliches Umhertappen? Das äußerliche Gelingen entgeht oft der gepriesensten Vorsicht, ohne daß sie durch einen Eindruck auf die Gemüther entschädigt würde; der Lohn der überaus Behutsamen ist demnach gleich Null. Dagegen bleibt das unverschleierte, auf die Sache eingehende Reden und Handeln nicht ohne Wirkung auf andere Menschen; und diese Wirkung ist das zunächst Wünschenswerthe und Erforderliche, die Vorbedingung größerer Wirkungen. —

Ein Gedanke Gersdorf's, welcher vom Verf. mitgetheilt wird, ist höchst empfehlenswerth, nämlich: eine Zeitschrift für deutsches Volksschriftenwesen. Neben so vielen dringenden Bedürfnissen, welche in der Bücherwelt ohne den geringsten Grund befriedigt werden, trifft jener Vorschlag ein wirkliches Bedürfniß.

Am Schlusse seiner Schrift läßt sich der Verfasser über ein schweres Gebrechen unsrer Zeit aus; mit welcher Berechtigung, mag folgende Mittheilung zeigen: „Die Genußsucht in den höheren Ständen hat den allerhöchsten Grad erreicht. — — Mein Tadel trifft keinen Einzelnen, er gilt der Zeit, die nach oben allen Glanz und alle Herrlichkeit anhäuft, die für Dome und Paläste Hunderttausende mit leichter Mühe herbeischafft, und beim Aufbau einer Schule, bei der Erhaltung eines Lehrers, bei Abwehrung der Volksnoth trocken sagen kann: wir haben kein Geld" 2c. — —

Will man recht belehrende Beispiele von großartiger Wirksamkeit durch Volksschriften kennen lernen, so bietet sie

England besser als irgend ein anderes Land dar. Die dortigen Gesellschaften verdienen unsre aufmerksamste Prüfung hinsichtlich der Art und Weise, wie sie ihre Mittel sowohl herbeischaffen als verwenden. Allerdings würden sie bei weitem nicht so viel leisten, wenn sie mit den in andern Ländern noch obwaltenden Hindernissen zu kämpfen hätten.

Schließlich sei noch ein Vorschlag gestattet. Für die höheren Stände, und insbesondere für alle, die sich mit wissenschaftlichen, gelehrten und Amtsarbeiten beschäftigen, giebt es bereits große und kleine Bibliotheken. Dagegen sind die mittleren und unteren Stände in dieser Beziehung noch sehr wenig, meistens gar nicht bedacht. Es scheint aber, als wäre der Staat, und nach Umständen auch die Gemeinden, für die geistigen Bedürfnisse des eigentlichen Volks mindestens zu gleicher Sorgfalt, wie für diejenigen der oberen Klassen, verpflichtet. Demzufolge dürften öffentliche Volksbibliotheken, zu welchen Jedermann als Leser und Entleiher unentgeltlichen Zugang hätte, als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden; sie würden einen wesentlichen Fortschritt in der allgemeinen Volksbildung bezeichnen. Die schwachen Anfänge dazu können bereits von den heilsamen Wirkungen Zeugniß ablegen; umfassend und großartig würden sich diese aber erst dann gestalten, wenn der Staat selbst sich eifrig dieser Angelegenheit annähme.

Dies und Jenes.

Wohin arbeitet der Geist der Zeit? Er will die Zeit des Geistes herbeiführen. Das Zufällige soll vernünftig werden, das Störende dem Förderlichen weichen; das Veraltete muß verjüngt, das Unbrauchbare ausgeschieden werden.

* * *

Ein Jeder kennt den Nähr-, den Lehr- und Wehrstand,
Es sind ja aller guten Dinge drei;
Doch reimet sich auf alle noch der Zehrstand,
Wann ist es denn mit ihm einmal vorbei?

* * *

Eine durchgehende weltgeschichtliche Thatsache ist, daß die Menschheit ihre Täuschungen und Kinderklappern nach Verhältniß, wie sie zu Verstande kommt und reifer wird, zerbricht und fortwirft, erst die kleineren, dann die größeren.

* * *

Die Zigeuner sind, wie man behaupten will, gegen alle Ansteckung geschützt. Wie wäre es, wenn man die europäische Menschheit mit Zigeunern impfte? Vielleicht würde sie dadurch nicht nur gegen die leibliche, sondern auch gegen die geistige Pest geschützt.

* * *

Der Kirchenvater Tertullianus führt den Beweis, daß er noch mehr als Kirchenvater war, durch folgenden Ausspruch, welcher nicht sobald veralten wird und für alle Arten von Staaten paßt: „Kein Gesetz ist nur sich allein das Bewußtsein seiner Gerechtigkeit schuldig, sondern auch denen, von welchen es Gehorsam erwartet. Verdächtig übrigens ist das Gesetz, welches nicht will, daß es geprüft werde; unredlich aber, wenn es, nicht gut befunden, dennoch herrscht."

* *
*

Ein Artikel „aus der Mark" in der Aachener Zeitung weiß dem Geiste und politischen Leben der Berliner viel Schlechtes nachzusagen. Etwas recht Schlimmes, was er ihnen vorwerfen könnte, wäre, sie hätten keinen Geist. Aber er wählt das Schlimmste aus, er sagt: „Was dem Berliner Geiste fehlt, das ist der Ernst, Ernst der Gesinnung und Energie des Willens." Wenn der strenge Märker ein Berliner ist, ob er sich selbst mit meint? Gelacht und gespottet wird in Berlin verhältnißmäßig mehr als in irgend einer deutschen Stadt; aber bekanntlich ist der furchtbarste Ernst schon öfter in anderer Gestalt, als in seiner eigenen, aufgetreten.

* *
*

In der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" vom 12. Mai bemüht sich Jemand, den Tagsschriftstellern eins anzuhängen. Im Sinne der „Literarischen Zeitung" findet er, daß schlechte Beweggründe, wie Gewerbemäßigkeit, Eitelkeit, Sucht sich einen Namen zu machen, und Ingrimm des ausgearteten Theiles einer philosophischen Partei in der Presse vorherrschen. Der Verfasser dieses

Artikels scheint die Ueberzeugung nur ausnahmsweise bei den politischen Schriftstellern zu vermuthen; wollte er dadurch einen Wink zu seiner eigenen Charakterschilderung geben? Was übrigens den Erwerb und den Namen betrifft, so könnte die Statistik eine anziehende Frage lösen: wo und wie sich am meisten Geld und Ruhm erschreiben lasse? und ob beides immer zusammen an Einer Stelle erlangt werde? — Wenn der Verfasser behauptet, der Zustand der Presse sei nicht normal, so müssen wir ihm völlig beistimmen, wenngleich aus entgegengesetzten Gründen. Normal kann die Presse bloß in Ländern sein, wo sie frei ist; fehlt diese Bedingung, so muß sie mehr oder weniger von ihrer wahren Beschaffenheit abweichen. Je strenger die Censur, desto weniger normal ist die Presse.

* * *

Ein Berliner Korrespondent der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung", welcher kürzlich gegen gewisse deutsche Schriftsteller zu Felde zog, hielt ihnen mit Siegermiene den beschämenden Spiegel fremder Tugenden vor. Niemals, rief er aus, flüchte sich ein Engländer oder Franzose in ausländische Zeitungen, um sein Vaterland anzugreifen. — O heilige Unschuld! Mancher Deutsche hat diesen lästigen und sauren Schritt schon thun müssen, auch ohne daß er im entferntesten sein Vaterland angreifen wollte. Mehr als naiv ist die rühmende Anerkennung, daß Engländer und Franzosen die ausländischen Zeitungen nicht benutzen. Das wäre auch gerade, als wenn die Deutschen nach Paris und London gingen, um die deutsche Sprache und Literatur zu studiren, oder als wenn die Berliner ihr tägliches Brod in Petersburg

und Rom backen ließen. Lobt man sie dafür, daß sie es zu Hause thun?

* * *

In den Miscellen der Wigand'schen Vierteljahrsschrift wird der für Herrn v. Fabeck ergangene Aufruf getadelt; man dürfe der deutschen Nation nicht zumuthen, daß sie einen Privatmann ohne öffentliche Verdienste unterstütze. Dieser Gesichtspunkt scheint mir zu eng genommen. Es handelt sich ja nicht um eine bloße Privatperson, sondern um die ganze deutsche Gerichtsverfassung, deren Mängel den Deutschen durch den v. Fabeck'schen Proceß und durch die dem Manne gewährte Hülfe an's Herz gelegt werden. Was macht die Summe, welche ihm zu Theil wird, für eine große Nation aus? — Man darf sich der Ueberzeugung hingeben, daß dergleichen Fälle für die Erwirkung bürgerlicher und staatlicher Verbesserungen von großer Bedeutung sind.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.